

# Allgemeine Sachsen-Zeitung

N<sup>o</sup> 8.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1842.

Moden-Darstellungen und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Reubles, Genfergardianen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Ein Romanheld.

Erzählung.

(Fortsetzung und Schluß.)

Am andern Tage wurde die Vicomtesse vorgestellt. Sie war sehr schön und sehr ängstlich. Der Herzog bot alle seine Galanterie auf und durch die Liebenswürdigkeit des Herrn von Baranges hindurch schienen sich einige Spuren von Eifersucht zu zeigen.

Man glaubte, die Vicomtesse würde, da sie so eifrig gewünscht hatte, vorgestellt zu werden, bald zu den ersten Modedamen gehören, und wunderte sich deshalb nicht wenig, als man sah, wie zurückgezogen sie lebte. Der Herr v. Baranges war fast genöthiget, Emilien zu zwingen, mit ihm Bälle und das Theater zu besuchen. Der Herzog seiner Seits hatte mehrmals seinen Verdruß darüber geäußert, daß er kalt von ihr empfangen worden. Bertraten bei der Vicomtesse die Briefe Friedrich's die Freuden der Welt und die Triumphe der Koketterie? Sie folgten jetzt schnell aufeinander und waren immer ehrerbietig, immer zartsinzig, immer erfüllt von melancholischer Liebe, immer umgeben von jenem mystischen Dunkel, das den heftigen Leidenschaften etwas Religiöses verleiht und sie reiniget, indem es den Gegenstand vergöttlicht. Oftmals verbrannte Emilie einen Brief, nachdem sie ihn gelesen, dann bedauerte sie, was sie gethan hatte, und machte sich doch wegen dieses Bedauerns Vorwürfe. Ihr Herz glich einem flachen Ufer, an welchem alle Stürme einander bekämpfen. Und wenn sie dem Ritter nur hätte schreiben, ihm den Be-

fehl hätte geben können, die Zusendung seiner Briefe einzustellen! aber sie fühlte in sich nicht die Kraft, so streng zu verfahren. Bisweilen wurde sie unwillig über die Meinung, welche Friedrich von ihr zu haben schien. „Ohne Zweifel,“ dachte sie verdrüsslich bei sich, „bildet er sich ein, ich liebe ihn.“ Dann setzte sie hinzu: „verbotten ist es mir gewiß nicht, ihn zu beklagen.“

Als der Winter herankam, zeigte der Ritter an, daß er nach Malta abreisen würde, wohin ihn seine Pflicht berufe; wo er aber auch sein möchte, schrieb er, er würde seine Briefe einer zuverlässigen Person anvertrauen, die sie, ohne den Verdacht des Herrn von Baranges zu erregen, an ihre Adresse abgeben sollte. Die Nachricht von dieser Abreise machte einen schmerzlichen Eindruck auf Emilien. „So lange er hier war,“ dachte sie, „konnte er mich sehen — von fern, meinem Blicke begegnen . . in aller Unschuld . . Nun aber werden ihm andere Frauen erscheinen, er wird sie lieben und sie werden ein Recht haben, ihn wieder zu lieben.“

Abends wollte Emilie Zerstreuung in der Oper suchen. Als sie zurückkam, fand sie in ihrem Gebetbuche wieder ein Briefchen:

„O, wie bewundernswürdig sind Sie! Ich habe nicht aufgehört, Sie zu betrachten. Einen Augenblick war ich eifersüchtig auf den Herzog von N., dem es in Ihrer Nähe so wohl zu sein schien. Sie lächelten ihn zweimal an, dann aber wurden sie wieder schweigsam und nachdenkend, ach da beschäftigten sich Ihre Gedanken mit mir! Leben Sie wohl, meine erste und ein-



zige Geliebte; die Erinnerung an Sie wird mich begleiten wie ein schöner Traum.“

Die Blätter begannen im Mai grün zu werden, als Emilie den letzten Brief Friedrichs erhielt, den letzten, denn er enthielt folgende Zeilen:

„Beklagen Sie mich; es ist mir nicht beschieden, Sie wieder zu sehen. Warum entfernte ich mich von Ihnen! Warum mußte ich den Tod finden, als eben die Liebe den Horizont des Lebens vor meinen Augen erweiterte? Mein Wagen zerbrach in der Gegend von Marseille und ich wurde schwer verletzt. Die Aerzte haben alle Hoffnung aufgegeben, mich zu retten. . . Ich nehme die geringe Kraft zusammen, die mir geblieben ist, um Ihnen diese wenigen Worte zu schreiben und mit meinem Geiste ein Lebewohl auszuhauchen.“

Emilie war tief ergriffen; Thränen aber wollte sie nicht vergießen. „Ihn beweinen? Wen? — einen Fremden, einen Liebhaber.“ Aber die Erschütterung, die sie verbergen mußte, zerbrach ihr fast das Herz. Zwischen der Klage und der Pflicht hin und herschwankend, tief im Herzen um den Verlorenen trauernd, geizend mit den Augenblicken, welche die Gesellschaft von ihr forderte, bewegte sie sich in der letztern ungerne und mit Ungeduld. Eines Tages begab sie sich sogar in das Zimmer ihres Gatten und bat ihn schmeichelnd, mit ihr auf das Land zu reisen.

Der Vicomte entgegnete zärtlich, er würde sogleich an seinen Intendanten schreiben, damit derselbe die Zimmer im Schlosse sobald als möglich in Stand setzen lasse, doch glaubte er, Paris nicht verlassen zu dürfen, ohne seine Freunde vorher noch einmal bei sich gesehen zu haben. Emilie fühlte die Nothwendigkeit, ihre Trauer zu verbergen, zu sehr, als daß sie sich diesem Plane widersezt hätte. Sie mußte also noch ein Mal schön und geschmückt erscheinen.

Der Ball war sehr belebt. Mit Teppichen belegte und mit Blumen geschmückte Treppen, Kronleuchter, welche ihre tausend Diamantfacetten in den hohen Spiegeln wiederstrahlten, ein tadelloses Orchester, der illuminierte Garten, die Säle angefüllt mit den adeligsten und berühmtesten Männern, so wie mit den reizendsten Damen, Alles war von der Art, daß es wohl die Blicke zu fesseln und das Herz zu zerstreuen vermochte. Die Vicomtesse hatte bereits eine Menuet mit dem Marquis von R. getanzt, einem der berühmtesten Stutzer jener Zeit, und Jedermann hatte ihre Grazie bewundert; sie saß in einer großen Bergère und bewegte ihren reichen Fächer, als der Herzog von M. in

in Hostracht erschien. Er führte an der Hand einen jungen Mann von angenehmem Aeußern, den er der Vicomtesse mit den Worten vorstellte: „entschuldigen Sie, Madame, meine Indiscretion, da ich nicht um die Erlaubniß bat, meinen Freund mitbringen zu dürfen; er ist aber erst diesen Vormittag aus Italien angekommen und Sie wollen so bald auf das Land gehen. Er hat die Ehre, ein entfernter Verwandter Ihres Gemahls zu sein; es ist der Ritter Friedrich von Tresnel.“

Emilie richtete sich, als sie diesen Namen hörte, unwillkürlich auf, sank aber alsbald in den Sessel wieder zurück, während sie den Ritter unverwandt anblickte und die stummen Lippen halb öffnete. Sie erkannte indeß sehr bald das Zweideutige ihrer Lage, verneigte sich leicht und dankte dem Herzog stammelnd. Der Baron von Thorigny kam in diesem Augenblicke seiner Schwester zu sehr gelegener Zeit zu Hilfe, denn er nahm den jungen Mann sogleich in Beschlag und fragte ihn nach seinen Reisen, die ihn bis dahin fast immer fern von Frankreich gehalten hatten.

Der Herr von Baranges äußerte bei dem Anblicke des Ritters eine Verlegenheit, die Emilien nicht entgangen sein würde, wäre sie mit ihrer eigenen nicht zu sehr beschäftigt gewesen. Er stellte sich hinter den Stuhl seiner Frau und entfernte sich nur, wann er mußte, um unabweisliche Befehle zu geben. Der Herr von Tresnel seiner Seits ersuchte die Vicomtesse, die nächste Menuet mit ihm tanzen zu wollen, und zog sich sodann in ein leeres nur matt beleuchtetes Nebenzimmer zurück. Hier trat er an eine Lampe und las das flüchtig mit Bleistift geschriebene Billet:

„Sie hier? Ist es Wirklichkeit? Ihre Wunden heilten wieder? Gott sei gelobt! Aber um meiner Ruhe willen, entfernen Sie sich. Ich beschwöre Sie.“

In demselben Augenblicke trat Herr von Baranges ein, wollte sich aber sogleich wieder entfernen, als er den Ritter erkannte. Dieser dagegen nahm ihn bei der Hand und sagte: „Herr Vicomte, bleiben Sie und empfangen Sie meine Glückwünsche. Ihr Ball ist reizend. Ich konnte Ihr Haus unter keinem bessern Sterne kennen lernen.“

— „Sie sind zu gütig .. aber ich störte Sie, . . Sie lasen eben.“

„Sie haben es also gesehen? Ich will Ihnen kein Geheimniß daraus machen. Vielleicht sind Sie mir sogar behilflich, die Auflösung des Räthfels zu finden, das dieses Billet enthält. Anfangs glaubte ich fast,



das Kammermädchen habe sich in der Person geirrt, da aber mein Name deutlich darauf geschrieben steht, so darf ich nicht zweifeln, daß ich der Held eines Romanabenteurers bin."

— „Die Sache ist ernster als Sie glauben, Herr Ritter."

„Wie so? Ernsthaft ist es freilich, weil man mich für todt gehalten hat."

— „Wollte Gott..!"

„Daß ich wirklich todt wäre?"

— „Nein, aber daß Sie weder nach Paris, noch in dieses Haus gekommen wären."

„Nein lieber Vetter, Sie besitzen eine seltene Ds-fenherzigkeit. Verwandte freilich sollten sich untereinander nicht genieren."

— „Glauben Sie, Herr von Tresnel, daß ich Sie nicht mit der größten Freundlichkeit aufnehmen würde, wenn mir nicht unabweisliche Gründe diese Art Kälte vorschrieben?."

„Die Sache wird ernst und ich muß nun darauf dringen, den Grund zu erfahren, warum Sie mich ungern hier sehen. Ich bin bereit, Ihr Haus zu verlassen, aber ich kann mich nicht hinausweisen lassen, wie einen gemeinen Menschen, der sich in anständige Gesellschaft eindrängt."

— „Sie haben Recht, Herr Ritter. Ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig, nach welcher Sie das Recht haben werden, mich lächerlich zu machen, vielleicht mich zu verachten.."

„Sie?"

— „Ja mich, den Mann mit strengen Grundsätzen. Ich, der ich nur noch die Liebe eines andern Alters kenne, ließ mich durch fast lächerliches Feuer hinreißen und scheuete mich nicht, Comödie in der Liebe zu spielen, den Roman in die Ehe zu bringen."

„Ich begreife Sie wahrlich nicht.."

— „Wenige Worte werden hinreichen, Ihnen Alles klar zu machen. Vor vier Monaten verheirathete ich mich mit dem Fräulein von Thorigny, die das Leben noch gar nicht kannte. Sie war in einem Kloster erzogen worden und trat von dem Altare in die Gesellschaft, von dem Gebete und der Stille zu den Vergnügungen und dem Geräusche über. Ich fühlte wohl, daß sie durch den Glanz der Feste bald geblendet und durch die allgemeine Schmeichelei berauscht werden würde, die eine junge schöne Frau fortwährend hört. Da ich so ein Uebel ahnte, das Emilie noch nicht kannte, da ich an die Treue eines Engels nicht zu

glauben vermochte, weil Beispiele von Untreue zu oft sich ihr darbieten würden, so empfand ich schon im Voraus die Leiden der Zukunft. Der Stolz im Verein mit der Liebe rieth mir wachsam zu sein, mit einem Worte ich wurde eifersüchtig, ehe ich einen Grund zur Eifersucht hatte, da ich überzeugt war, es würde eine Zeit kommen, in welcher die Phantasie meiner Emilie erwache, zumal ich wohl wußte, daß sie einen Mann angenommen hatte, ohne zu bedenken, daß man nur durch die Liebe in die Ehe eintreten soll. Ich berechnete demnach die Zeit, in der ein Wort, ein Blick die Liebe in ihr erregen würde, und dachte über ein Mittel nach, zu gleicher Zeit ihre reine Phantasie zu wahren und meine Ruhe wie meine Ehre zu sichern. Den wirklichen Liebhabern setzte ich einen eingebildeten entgegen; um nicht hintergangen zu werden, täuschte ich und beschäftigte den Geist meiner Frau mit einem Manne, dem sie aller Wahrscheinlichkeit nach in der Welt nie begegnen konnte; ich erfann die Fabel von einer Liebe, die Emilie eingefloßt hätte und die sie theilen konnte, ohne daß die meinige dadurch bedrohet würde.. Sie hatten Frankreich verlassen; die Vicomtesse kannte Ihren Namen. Man hatte mir gesagt, Ihr Gelübde, Ihre Bestimmung würden Sie wenigstens mehrere Jahre lang in Malta und in der Levante zurückhalten. Diese Umstände bestimmten mich zu einer Handlung, die Sie ohne Zweifel tadeln werden und die sich allerdings auch nur wegen der Beweggründe entschuldigen läßt.. Ich ließ Sie auf dieser Bühne auftreten, ich schrieb an Emilien, unterzeichnete die Briefe mit „Friedrich v. Tresnel“, lieb Ihnen eine heftige Leidenschaft und ließ Sie um Gegenliebe bitten, so wie das Schicksal verklagen. Diese Briefe folgten regelmäßig aufeinander, dann wurden sie selten und endlich meldeten sie eine Abreise, eine Krankheit, eine Todesgefahr.. Denn je weiter ich in meinem Werke ging, um so mehr erschraf ich selbst vor demselben und ich wurde endlich eifersüchtig auf den Romanhelden, den ich selbst erfonnen.. Ich will nichts verschweigen; wissen Sie also, daß die Vicomtesse sich bald für das Unglück interessirte, welches ihr in glühenden Worten geschildert wurde, daß alle ihre Gedanken sich der Fabel zuwendeten, die ich nach Belieben leiten konnte; ich fürchtete — und doch hatte ich über die Gesellschaft, zumal über den glänzenden Herzog von N. gesiegt. Emilie gehörte mir ganz an. Da kamen Sie, Ihr Name wurde genannt und die Wirklichkeit trat an die Stelle der Phantasie; der Name Friedrichs erhielt eine wirkliche Gestalt. Und dieses Billet, das Ih-



nen sagt, man liebe Sie, enthüllt mir mein Unglück und meine Strafe."

Der Ritter war ernst geworden; seine niedergeschlagenen Augen, seine nachdenkliche Stirn, der ernste Ausdruck seiner Physiognomie zeigten, daß er die Bedeutung dieser vertraulichen Mittheilung vollkommen zu würdigen wußte.

"Ich werde mich des Vertrauens würdig zeigen," sagte er. "Ihre Angst hat Sie bereits genug gestraft und ich will deshalb nicht richten über die Idee, in die ich auf so seltsame Weise verflochten worden bin. Jetzt liegt es an mir, Ihr Werk zu vernichten, Ihren Romanbau zusammenzustürzen; Ihre Feder hat mir eine Poesie geliehen, die ich verlieren muß; Ihr Glück verlangt, daß der Frau von Baranges auch nicht eine ihrer schönen Illusionen bleibe."

"Himmel! Sie wollten die Güte haben, sich aufzuopfern? Eine solche Selbstverläugnung!"

— "Sie haben den Muth gehabt, sich vor mir zu demüthigen. Ich werde mich von Ihnen nicht übertreffen lassen. Lassen Sie mich also handeln, und Sie werden zufrieden sein."

Er zerriß das Billet und trat dann rasch in den Hauptsaal zurück.

Schon hatten die ersten Tacte der Menuet langsam und majestätisch begonnen als der Ritter sich einen Weg bahnte bis zur Frau von Baranges, die unruhig, ängstlich, in hohem Grade verlegen, aber fast unwillig war. Sie hatte warten müssen und in dieser Hinsicht sind die Frauen nicht nachsichtiger als die Könige.

Emilie antwortete, ohne den Ritter anzusehen, auf die Entschuldigungen desselben mit einer Verbeugung, stand auf und reichte ihm die Hand. Sie eröffneten die Menuet. Der Herr von Dresnel, der diesen edeln Tanz ganz vorzüglich tanzte, bemühte sich, wenn nicht links, doch minder gelübt zu erscheinen; er errieth die Freude, die er dem armen Bicomte machte und fand in dem Gefühle einer guten That ein Gegengewicht gegen die Freuden der Eitelkeit, die er aufopferte. Die Aufmerksamkeit der Zuschauer richtete sich hauptsächlich auf den Herzog von N., der mit der Baronin von Thorigny dem Ritter gegenüber stand. Dieser glaubte die Unterhaltung sobald als möglich beginnen zu müssen, denn er wollte sein Versprechen so schnell als möglich lösen und er lachte bei sich über den Gedanken, daß es von ihm, einem Fremden, abhängt, nach Belieben über das Herz einer schönen und reizenden Frau zu verfügen, gleich den Erben, die, von dem Zufall be-

günstiget, ein Gut in Besitz nehmen, dessen Existenz sie nicht einmal ahneten.

"Madame," begann der Ritter, "Ihr Ball ist prächtig."

Emilie sah ihn erstaunt an; das so gewöhnliche Compliment in der Lage, in welcher sie sich befanden, verdiente keine andere Antwort.

"Ihre Zimmer sind so reich, so geschmackvoll... Und dann, eine so gewählte Gesellschaft, so geschmückte, so reizende Damen!"

— "Finden Sie das, Herr Ritter?"

"Ich bin nur das Echo aller Ihrer Freunde."

Emilie, die sich fragte, ob Friedrich nur in Briefen zu reden verstehe, glaubte endlich, er fürchte indiscrete Thren. Dieser Gedanke beruhigte sie und gab ihr das liebenswürdige Lächeln zurück. Es gehörte kein geringer Muth für den Ritter dazu, gegen so viel Anmuth gerüstet zu bleiben und einen Bruch herbeizuführen, während der Sieg so leicht war; doch sind wir es ihm und seinem Ruhme schuldig zu erklären, daß er mit allen Kräften eine Versuchung von sich wies, der er nur auf Kosten seiner Ehre hätte unterliegen können. Er fuhr demnach fort:

"Wie viel Dank bin ich Ihnen schuldig!"

— "Aus welchem Grunde?"

"Die rührende Theilnahme, die Sie mir bezeigen..."

Emilie verbarg ihr erglühendes Gesicht hinter dem Fächer. Die Verlegenheit, in der sie sich befand, erleichterte dem Ritter sein Spiel, der hinzusetzte: "Wenn Sie es nicht bereuen, mir dieses Mitleiden geschenkt zu haben. Was könnte indeß natürlicher, was einfacher sein? Sie würden dasselbe gewiß auch für den ersten besten Kranken empfunden haben."

— "D so weit erstreckt sich meine christliche Liebe nicht!"

"So habe ich also Ursache, Ihnen doppelt dankbar zu sein."

Der Herzog und die Baronin hatten ihre Tour vollendet; die Reihe kam an den Ritter und die Bicomtesse, die also ihr Gespräch abbrechen mußten. Während sie nur mit dem Tanze beschäftigt zu sein schienen, überdachte Emilie nochmals alle Worte des Herrn von Dresnel und dieser bereitete die Mittel zum nächsten Angriffe vor. Als sie endlich wieder Muße zum Sprechen hatten, sahen sie einander gleichzeitig an, sie mit Besorgniß und Argwohn, er mit Neugierde.

"Sie haben Recht, Madame, sich darüber zu wun-



dern, daß ich Ihren Ball rühmte. Wie kann es einem Manne in den Sinn kommen etwas Anderes zu preisen als Sie selbst? Jetzt eben noch bewunderte Jedermann Ihre vollendete Grazie und ich dachte bei mir: welcher Schatz in der Hand eines Mannes, der den Werth nicht zu würdigen weiß."

— „Sprechen Sie nicht so von dem Herrn von Baranges; er hat ein Recht auf meine ganze Achtung."

„Ja auf die Achtung eines Kindes für seinen Vater; aber die Liebe verlangt gleiches Alter, gleichen Character und gleiche Neigung. Derjenige, welcher Ihnen geschrieben hat, liebt Sie, weil Sie jung und schön sind und weil es Schade wäre, wenn die Liebe für Sie ein unbekanntes Land bliebe."

— „Mein Herr, der, welcher mir schrieb, weinte und betete; das ist Alles, was ich weiß."

„Herrlich! Ich verdanke Ihnen einen Triumph als Schriftsteller. Wie entzückend ist es, das Herz einer noch unerfahrenen Person mit wohlgedrehten Redensarten, mit elegischen Seufzern u. s. w. zu beschäftigen! Soll ich es Ihnen gestehen? — ich hatte hauptsächlich die Absicht, Ihre Gedanken zu beschäftigen und mich durch einen Roman vor den Koketten zu schützen, die mir zuwider sind."

— „Wie? Die leidenschaftlichen Briefe..."

„Haben Ihnen einen interessanten Zeitvertreib gewährt, wie ich hoffe, und ich widmete, so lange die Correspondenz dauerte, weniger Stunden dem Spiele und verlor folglich weniger Geld."

— „Eine sehr wohl angewendete Sparsamkeit!" entgegnete die Vicomtesse ironisch, „denn, wenn ich Ihren Briefen glauben darf, hat Sie das Glück nicht begünstigt."

— „Mein Vermögen erlaubte mir bis jetzt, für Liebe eine Equipage und eine schöne Wohnung zu bieten."

Die Frau von Baranges konnte eine plötzliche unwillige Bewegung nicht unterdrücken. Ihr poetischer Traum zerrann und nachdem sie sich einigermaßen wieder gesammelt hatte, sprach sie:

„Sie scherzen wohl? Das Ganze scheint die Folge einer Wette zu sein und Sie täuschen, um sich eine Unterhaltung zu verschaffen."

— „Das Wort ist hart und Sie lassen mich meine Offenheit grausam büßen."

Die Menuet war zu Ende und Emilie lehnte jedes weitere Engagement ab. Der Herr von Tresnel trat, bevor er sich entfernte, noch einmal in das Ne-

benzimmer, wo ihn der Vicomte erwartete, ihm Dank zu sagen, denn er hatte das Gespräch des Ritters mit Emilien errathen.

Die Gäste entfernten sich allmählig und der Herr von Baranges begab sich, nachdem er sich von den letzten verabschiedet hatte, in das Zimmer seiner Gemahlin, die, ganz in Gedanken versunken, vor dem Kamine saß. Bei seinem Eintreten drehete sie sich rasch um, stand auf und sagte: „ich erwartete Dich."

Der Vicomte ergriff gerührt ihre Hand und küßte sie.

„Wilst Du mir noch wenige Minuten gewähren? Ob es gleich spät ist, möchte ich doch gern noch einige Augenblicke mit Dir sprechen."

— „Hat meine Gegenwart so großen Werth für Dich?"

„Zweifelt Du daran, Emilie?"

— Deine Worte würden mich überzeugen, wenn ich in denselben etwas Anderes sehen könnte als Artigkeit."

„Blicke auf, Emilie, und sieh in den Spiegel; Du wirst da bald erkennen, daß Du die leidenschaftlichste, die innigste Liebe zu erwecken vermagst."

— „Und das sagst Du mir?"

„Du wunderst Dich? Freilich habe ich nicht die Gewohnheit, Dir laut auf diese Weise Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; aber unbekannt kann Dir nicht sein, wie ich von Dir denke."

— „Ich beklage mich nicht. Deine Güte gegen mich kann nicht größer sein."

„Eine väterliche Liebe, nicht wahr? Du findest mich zu ernst, ich kann mich nicht mit den jungen Herren vergleichen, welche Menuet tanzen."

— „Du würdest mich nicht richtig beurtheilen, wenn Du dies glaubtest. Ich lege wenig Werth auf äußere Vorzüge, auf einen poetischen Glanz, der so bald schwindet. Man muß die Freuden und Illusionen nehmen, wie sie sind, um sich nicht täuschen zu lassen."

„Bei mir wirst Du diese Täuschung nicht finden, Emilie. Und das ist der einzige Vortheil, den die nur wenig geliebten Männer gewähren."

— „Was sagst Du?"

„Die Wahrheit. Ich bin nicht so eitel, mich für geliebt von Dir zu halten. Das Glück wäre zu groß und ist nicht für mich bestimmt."

Emilie wendete auf eine kurze Zeit ihre verlegenen Blicke ab, richtete die Augen indeß bald wieder auf ihren Gemahl und sagte mit schmeichelnder Stimme:



„Du gehörst zu den Männern, die man um ihrer selbst lieben muß, wenn sie erscheinen, wie sie sind und man sie ganz kennen gelernt hat.“

Der Vicomte ergriff die weiße Hand seiner jungen Frau und führte sie an seine Lippen. In diesem Augenblicke schlug es zwei Uhr. Die Vicomtesse klingelte ihrem Kammermädchen, die alsbald erschien, bei deren Anblicke sie aber an das Briefchen dachte, das sie dem Herrn von Tresnel hatte übergeben lassen, und eines Gewissensbisses sich nicht erwehren konnte.

„Und was befehlst Du für morgen?“ fragte der Gemahl, indem er sich zum Fortgehen anschickte.

— „Morgen?“ wiederholte sie rasch; „morgen, lieber Vicomte, reisen wir nach unserm Schlosse ab.“

### Miscellen.

(Mozarts letztes Requiem.) Der große Meister — erzählt die Gazette musicale — war in der letzten Zeit halb wahnsinnig; sein Don Juan trug die Schuld davon. Mozart sah fortwährend vor seinen Augen den Teufel, der den lasterhaften Herrn Leporello holt. Diese Vision wurde er nicht los; er konnte es sich überdies nicht verzeihen, daß er einen Todten auf der Bühne hatte erscheinen lassen — den Commandeur. „Das bringt mir Unglück,“ sagte er immer und seine Ahnung verwickelte sich nur zu bald; er wurde immer trauriger. „Bald wird man kommen, um mir zu sagen, diese Welt zu verlassen.“

Eines Abends trat ein schwarzgekleideter Fremder ein, der ein hochmüthiges, strenges Gesicht hatte, in welchem man etwas Grausames lesen konnte.

„Wollen Sie mir ein Requiem schreiben?“ sagte er zu dem Meister.

— „Ein Requiem? für wen?“

„Daran kann Ihnen wenig liegen. Es wird Jemand sterben; man braucht ein Requiem; wie viel verlangen Sie für ein solches?“

— „Hundert Ducaten und vier Wochen Zeit,“ antwortete Mozart bleich und erschrocken.

Der Unbekannte zählte hundert Ducaten auf den Tisch und entfernte sich.

Bald darauf griff Mozart nach der Feder und schrieb. Dieses Requiem war sein letzter Abschied vom Leben; dieser Todtengesang konnte der seinige werden. . . Mozart arbeitete einen ganzen Monat lang.

Der Fremde kam wieder; das Requiem war noch nicht fertig.

„Wenn Sie noch vier Wochen dazu brauchen,“ sagte er zu dem armen Kranken, „so nehmen Sie sich diese Zeit und empfangen Sie auch diese funfzig Ducaten hier als Gratification.“

Der geheimnißvolle Fremde entfernte sich.

„Man laufe ihm nach,“ rief Mozart, „und frage nach seinem Namen.“

Ein Diener eilte dem Fremden nach, aber derselbe war nirgends zu sehen.

— „Es war der Teufel,“ sagte da Mozart, „er wollte mich abholen. Legt die hundert und funfzig Ducaten bei Seite, sie kommen von dem Bösen, und gebt sie den Armen.“

Dann ging er wieder an sein Requiem. Er vollendete es unter Gebet zu Gott, unter Thränen und unter Anreden an den bösen Geist, den er fortwährend neben sich zu sehen glaubte.

Vier Wochen später, als der Unbekannte wieder kam, war das Requiem vollendet und — Mozart gestorben.

(Theodor Hook.) Theodor Hook (dessen Portrait der letzten No. unserer Zeitschrift beilag), war ein sehr geistreicher, höchst witziger Mann, der jede Gesellschaft zu erheitern verstand. Deshalb speisete er denn auch fast nie zu Hause. Eines Tages jedoch hatte er — etwas Ungewöhnliches! — keine Einladung und er begab sich in heftigem Regen zu einem Freunde, dessen Gast er sehr häufig war. Dieser Freund war aber an diesem Tage selbst ausgebeten und Hook begegnete ihm eben, als er in einen Fiaker stieg. Hook stieg mit in den Wagen und betheuerte, er würde da speisen, wo sein Freund speise. Dieser stellte ihm jedoch vor, daß er selbst zum ersten Male eingeladen sei, daß er nur gehe, um der Etikette zu genügen, er ihn also unmöglich mitnehmen könne. Es regnete noch immer; der Miethwagen fuhr langsam und die beiden Freunde sprachen fortwährend über das Essen, als sie an ein Haus gelangten, in welchem sie bei glänzender Erleuchtung eine gedeckte Tafel und Lakaien in Staatslivrée in einem reich geschmückten Speisesaale erblickten.

„Hier werde ich speisen,“ sagte Hook. „Kutscher, halt an!“

— „Kennen Sie das Haus?“ fragte der Freund.

„Nicht im Geringsten; aber ich werde da speisen; holen Sie mich Abends ab.“

— „Sie können sich doch aber unmöglich selbst Leuten vorstellen, die Sie nicht kennen; so kock sind Sie nicht.“

„Wetten wir, daß ich hineingehe, da esse und Abends ganz eingewöhnt bin. Holen Sie mich um zehn Uhr ab.“

Man wettete. Hook klopfte; die Thüre wurde geöffnet und der sich selbst einladende Gast trat ein. Abends fand sich der Freund pünktlich ein und Hook saß in einem Kreise von Damen und Herren, plaudernd und lachend.

„Wie singen Sie Ihre Sache an?“ fragte der Freund, als beide allein waren. „Ich gab dem Diener Stock und Hut, ließ mich anmelden und trat ein. Hier sah ich mich verwundert um und fragte, ob ich nicht bei dem und dem Lord sei. Nein, antwortete der Hausherr. — Ist das Haus nicht Nr. 8, in Grosvenor Square? — Allerdings. — So muß ich mich in der Straße geirrt haben. Der Lord, zu dem ich eingeladen war, wartet wahrscheinlich auf mich; aber es ist schon spät und ich habe meinen Wagen fortgeschickt. Dann erschöpfte ich mich in Entschuldigungen und der Hausherr ersuchte mich, Platz zu nehmen. Es entstand ein Gespräch über das Wetter; ich blieb im-



mer bescheiden stehen, dann folgte eine so dringende Aufforderung, daß ich, ohne unhöflich zu werden, sie nicht ablehnen konnte. Mein Name endlich, den ich nannte und den man nicht ungern hörte, vervollständigte meinen Sieg und so habe ich denn gewonnen.“

(Die Lilie.) Es war im Jahre 1794 und ein hübsches Mädchen in Nantes, Fleurette Clifton, begab sich alle Abende in ein leerstehendes Zimmer im Hause ihres Vaters zu ebener Erde in einer Vorstadt, weil da ihre Mutter gestorben war; hier kniete sie an dem Bette nieder, nahm unter einem Kissen hervor ein damals sehr gefährliches Buch, ein Messbuch, und betete leise für die Ruhe der geliebten Todten. Eines Abends, nachdem sie lange geweint und gebetet hatte, hörte Fleurette einen immer näher kommenden Lärm und darunter den Ruf: „nieder mit dem Chouan! nieder mit dem Aristokraten!“ Ohne an das Gefährliche ihrer unvorsichtigen Neugierde zu denken, öffnete sie leise ein Fenster und sie bemerkte fast in demselben Augenblicke einen Mann, der eilig floh und sobald er das offene Fenster erblickte, mit einem Sprunge in das Stübchen hereinsprang. Fleurette griff entschert nach ihrer Laterne und entfloh. Nach einiger Zeit, nachdem sie sich etwas beruhiget, nachdem der Pöbel sich verlaufen hatte, nahm Fleurette, ohne ihren Vater, einen eifrigen Republikaner, zu benachrichtigen, allen ihren Muth zusammen und schlich wieder in das Sterbezimmer ihrer Mutter. Da lag der Fremde noch am Boden, bleich und unbeweglich wie ein Todter. Sie ergriff seine Hand und überzeugte sich, daß noch Leben in ihr war, dann wusch sie ihm die Stirn mit kaltem Wasser und richtete seinen Kopf vorsichtig empor. Der junge Mann schlug langsam die Augen auf, athmete tief und erholte sich allmählig. Er erzählte seiner Retterin, daß er ein Verbannter sei, daß man ihn verrathen habe und ermorden wolle. „Meine Mutter,“ fuhr er fort, „die mich in dem Exil erwartet, besaß sonst in der Nähe von Nantes ein Schloß, das ihr besonders theuer war, weil sie eine geliebte Tochter da begraben hatte. Auf dieses Grab hatte sie mit eigener Hand eine Lilie gepflanzt und um ein frisches Andenken an die verlorene Tochter wie an das verlorene Vaterland zu haben, befahl sie mir, hierher zu reisen, die Lilie auf dem Grabe zu pflücken und sie ihr zu bringen. Es gelang mir und ich trage die Blume hier auf der Brust. . . Nimm Du sie jetzt als Zeichen meiner Dankbarkeit; Du hast das letzte Kind meiner Mutter gerettet und sie wird mir darum verzeihen.“

Fleurette legte die Lilie in ihr Gebetbuch; aber der Fremde hatte gelogen. Das Volk verfolgte ihn mit Recht, denn er war gekommen, um den Bürgerkrieg in Frankreich anzuschüren und die Lilie, die er bei sich trug, war ein Erkennungszeichen für seines Gleichen.

Fleurette hielt den Fremden acht Tage lang verborgen; eines Morgens aber trat sie bestürzt zu ihm und sagte: „Das Volk glaubt fest, daß Sie hier in der Straße noch versteckt sind; man wird Hausdurchsuchungen anstellen. Fliehen Sie, fliehen Sie!“

Sie verschaffte ihm weibliche Kleidung, in der er aus der Stadt entkam. Drei Tage später schiffte er sich auf einem neutralen Schiffe ein, aber damit endiget die Geschichte nicht. Die angekündigten Hausdurchsuchungen fanden wirklich Statt und auch das Haus des alten Clifton wurde von oben bis unten durchsucht. Man schonte selbst das Bett Fleuretens nicht und da fand man denn — ein großes Verbrechen damals! — ein Gebetbuch, in diesem Gebetbuche sogar eine Lilie, das Zeichen des Königthums.

Der Vater wurde verhört und zitterte trotz seiner Unschuld. Endlich trat die Tochter auf und gestand, daß das Buch, ein Geschenk ihrer Mutter, ihr angehöre; die Geschichte der Lilie, setzte sie hinzu, ist ein Geheimniß, das ich nur im Beichtstuhle offenbaren werde, sobald es wieder Beichtstühle giebt.

Das Volk achtete nicht darauf und Fleurette wurde vor ein furchtbares Gericht gestellt, wo sie, gerührt von den Thränen ihres Vaters, gestand, daß sie einen Aristokraten versteckt gehalten habe, ihm dann zur Flucht behilflich gewesen sei und zum Andenken von ihm die Lilie erhalten habe.

Dieses Geständniß brachte ihr den Tod; sie wurde verurtheilt.

Auf dem Schaffotte nahm sie die Lilie, die sie sich zu erhalten gewußt hatte, aus dem Busen und steckte sie in ihre schwarzen Locken. So geschmückt fiel ihr junges Haupt unter dem Henkerbeile.

Der Fremde aber, der sie gerettet, war der Graf von Fignac, der noch heute lebt und noch heute zu den eifrigsten Royalisten in Frankreich gehört.

### Generalcorrespondenz.

In Dresden macht seit einiger Zeit der Graf Szapary, den die Natur mit einem großen Vorrath von magnetischer Kraft verfeh, ungewöhnliches Aufsehen. Seine Heilversuche fanden anfangs viele Gegner und Hindernisse, seit er aber durch die Wiederherstellung der Tochter eines höhern Staatsbeamten, welche sieben Jahre ihrer Jugend auf dem Lager vertrauerte, deren Zustand kein Arzt zu bessern vermochte und die jetzt völlig gesund ist, sogar die Freuden des Tanzes genießen kann und darf, seine Heilkraft bewiesen hat, verstummen die bösen Zungen und es strömen ihm so viele Kranke zu, daß sein Landhaus vor der Stadt zur Aufnahme der Hilfesuchenden nicht ausreicht und er einen Theil derselben auf Hindlaters Weinberge einquartieren muß. —

Der Theaterdirector Schumann scheint der unternehmungslustigste seines Standes zu sein. Er geht nicht nur diesen Sommer wieder nach London mit einer deutschen Operngesellschaft, sondern will eine dergleichen auch nach Paris schicken. In London wird, wie man sagt, Liszt das Orchester dirigiren. — Auch Mlle. Rachel geht wieder nach London und sie erhält für die Zeit ihres zweimonatlichen Engagements daselbst 60,000 Fres.



In Brüssel giebt sie acht Vorstellungen und empfängt dafür 20,000 Fres. —

Im nächsten Jahre soll in London das Hôtel de l'Univers eröffnet werden, das größte Gasthaus in der Welt. Wie die Zeitungen erzählen, bricht man 26 Häuser ab, um Raum zu der Aufführung des neuen colossalen Gebäudes, oder vielmehr der kleinen Stadt, zu erhalten. Das Hotel soll in zwölf von einander völlig geschiedene Theile gesondert, jeder dieser Theile für eine Nation bestimmt und für dieselbe besonders eingerichtet werden. Der erste ist für die Americaner, der zweite für die Franzosen, der dritte für die Deutschen, der vierte für die Holländer, der fünfte für die Russen etc. bestimmt. Jede Nation soll ihre eigenen Küche, ihre eigene Küche und eigene Kerze finden, sowie ein Lesecabinet mit Schriften und Zeitungen in ihrer Landesprache. Es ist jedoch keinem Reisenden verwehrt, seine Wohnung auch in der Abtheilung einer andern Nation als der seinigen zu nehmen. Nach dem Anschläge wird der Bau und die Einrichtung dieses Gasthauses ungefähr drei und eine halbe Million Thaler kosten, welche eine Actiengesellschaft sammenschießt. Die Unternehmer sind der Americaner Dopsin, der Deutsche Abraham Schmidt und der Holländer Aaron Doffles. —

Belgien besitz gegenwärtig 1300 Dampfmaschinen, die zusammen eine Kraft von 32,100 Pferden haben. Im vorigen Jahre kamen dabei nur zwei Unfälle vor, und zwei Personen wurden schwer verletzt. —

Wie man in London längst schon die beliebten Romane von Dickens auf die Bühne gebracht hat, so ist kürzlich auch in Paris „Nicolaus Nickleby“ dramatisirt worden. Das Stück fand großen Beifall. —

Ein reicher Privatmann in England, Thomson, schenkte dem jungen Prinzen von Wales ein prachtvolles Bett von Ebenholz, das geschmackvoll mit Eisenbein ausgelegt ist und früher dem berühmten Cardinal Wolsey gehörte. Der Baron von Rothschild bot früher einmal vergebens zehntausend Thaler dafür. Diefem kostbaren Stücke aus dem 15. Jahrhunderte waren überdies der berühmte Stuhl des Cardinals, so wie Toiletentische, große Sophas und Ottomanen, die mit Silberbrocat überzogen sind, beigelegt, so daß das Geschenk einen sehr hohen Werth hat. —

Als Beispiel von dem Luxus, den reiche Damen in Paris diesen Winter mit Diamanten treiben, erwähnen wir nur, daß auf dem Balle der Civilliste eine Dame, die nicht tanzte, und die man eine Zeit lang, aber mit Unrecht, für die Königin Christine hielt, einen Schmuck trug, den man auf eine Million schätzte, und bei dem Maskenballe, welchen der Herzog von Orleans gab, die Baronin von Rothschild für mehr als anderthalb Millionen Diamanten an sich hatte. — Die Polizei hat diesen Winter 650 Personen Erlaubniß gegeben, öffentliche Bälle zu halten, und man versichert, daß an 700 Orten öffentlich Tanz

in Paris gehalten wird. Im Jahre 1839 betrug die Zahl dieser Orter höchstens 500. —

Die Zeitungen von New York melden eine merkwürdige Thatsache. Bei einem Prozesse wegen Verführung, der sieben Tage dauerte, sprach der Advocat des Angeklagten, ein gewisser Sibrey, ohne Unterbrechung neun volle Stunden hintereinander und nach Beendigung dieses seltenen Kraftstückes war seine Stimme noch so hell und vollklingend, wie im Anfange. Die amerikanischen Journale fragen nun mit einem stolzen Nationalgefühl, ob es wohl so stimmkräftige Advokaten anderswo als in Amerika gäbe. —

Die Pariser Gazette musicale berichtet das neueste Bonmot Rossini's. Als man neuerlich, wie so oft schon, in ihn drang, wieder etwas für die französische Bühne zu schreiben, antwortete er: „ja, ich werde wieder nach Paris kommen, aber erst wann der jüdische Sabbat vorüber ist.“ Bekanntlich sind Meyerbeer und Halevy, welche die französische Bühne beherrschen, dem jüdischen Glauben zugethan. —

Schwanthaler in München arbeitet jetzt vorzugsweise an dem Modelle der colossalen Statue der „Bavaria“, die 54 Fuß hoch werden soll. Er beschäftigt sich mit diesem Kunstwerke bereits seit dem Juni vorigen Jahres und wird sie kaum in dem laufenden beendigen können. Noch viel länger wird die Ausführung in Bronze in Anspruch nehmen. —

Zur Charakteristik der jungen Engländer kann nachstehende Anekdote dienen: In dem Café de Paris rauchte der junge Lord B. und die Asche von seiner Cigarre fiel mehrmals auf seine Atlascravate. Sir Ed. St., der in einem eleganten Palletot an dem Kamine stand, machte ihn drei Mal auf diesen kleinen Unfall aufmerksam. Bei dem vierten Male endlich rief Lord B. ärgerlich, in seinem Gespräche so oft unterbrochen zu werden, aus: „Herr, was geht es Ihnen an? Ihr Palletot brennt seit einer halben Stunde und ich habe Ihnen nichts davon gesagt.“ —

Der König von Preußen hat durch das Cultus-Ministerium den Ankauf von fünfzig Exemplaren der großen Ausgabe der Minnesänger von Fr. H. von der Hagen in 5 Bänden (Verleger J. A. Barth in Leipzig) Behufs der Vertheilung an Instituts-Bibliotheken bewirken lassen. —

Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig hat so eben angefangen, die verschiedenen zahlreichen Stahlstiche, die sie jährlich ihren Zeitschriften (der Modenzeitung etc.) beilegen läßt, in eine Sammlung zu vereinigen, um jene schönen Blätter auch den Nichtbesitzern der erwähnten Zeitschriften zugänglich zu machen. Diese Stahlstichsammlung erscheint unter dem Titel: „Malerisches Allerlei“ zu sehr niedrigem Preise: 5 Ngr. (4gGr.) das Heft. Das eben erschienene erste Heft enthält die drei schönen Stahlstiche: der Kampf mit den Eisbären nach Biard; das neue Theater in Dresden und das Denkmal Kosciuszko's in West-Point, zugleich mit erläuternder Beschreibung.